

XIV. Das medial in sich eingeschlossene Subjekt - Zum Verhältnis von Literatur und Leben unter Bedingungen der Echtzeit

Im gegebenen Zusammenhang liegt es nahe, die vorangegangenen Überlegungen mit einer Reflexion des Verhältnisses von Literatur und Leben fortzusetzen. Ein Problem, das bereits von den historischen Avantgarden gesehen wurde, die angesichts dessen, was Peter Bürger in seiner *Theorie der Avantgarde* als »Erfahrungsschwund«¹ in der arbeitsteilig gewordenen, bürgerlichen Gesellschaft bezeichnet hat, die Rückführung von Kunst in Lebenspraxis fordern.² Soll damit der gesamtgesellschaftlichen Folgenlosigkeit künstlerischer Produktion angesichts ihrer Segregation aus lebenspraktischen Zusammenhängen in die autonome Sphäre ästhetischer Erfahrung begegnet werden, so fragt sich, ob unter Bedingungen der Postmoderne das Problem der Trennung beider Bereiche fortbesteht oder durch die Entwicklung der Medien und der digitalen Vernetzung der Gesellschaft, d.h. der damit in Aussicht gestellten schrankenlosen Kommunikation, verschwindet.

So ist zu konstatieren, dass die Arbeitsteiligkeit im Vergleich zur Epoche der historischen Avantgarden sich bis in die Gegenwart immer weiter ausdifferenziert hat. Die im Vergleich höhere Spezifität sowie Dynamik (und damit Komplexität) des gegenwärtigen Arbeitsmarktes ist dafür ein sicheres Indiz. In kurzer Zeit entstehen neue Berufsbilder, ja ganze Berufszweige, beispielsweise die IT-Branche, und verschwinden traditionelle, etwa in der Kohleindustrie. Der damit verbundene Erfahrungsschwund – auch gesamtgesellschaftlich gesehen – und die zunehmende Sprachlosigkeit zwischen den

1 Peter Bürger: *Theorie der Avantgarde*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1974, S. 43.

2 Vgl. ebd., S. 29.

Mitgliedern einer hochspezialisierten Berufs- und Bildungselite sowie der übrigen Gesellschaft, besonders dem Prekariat, dürfte sich im Vergleich nicht wesentlich geändert haben, wenngleich die Gründe dafür sicherlich andere sind. Im Zuge der politischen Demokratisierung der Gesellschaft im Verlauf der zweiten Hälfte des 20. und der digitalen Mediatisierung seit Beginn des 21. Jahrhunderts stehen die meisten Sachinhalte, deren Kenntnis für die Partizipation an den genannten Eliten unumgänglich ist, allen Mediennutzern in öffentlichen Bibliotheken, auf dem freien Markt oder im Internet zur Verfügung. All dies ist frei zugänglich und das Angebot ist sogar unübersehbar vielfältig geworden. Dies gilt in gleicher Weise für literarische Texte und den dazugehörigen wissenschaftlichen Apparat.

Die Inhalte treffen dabei jedoch auf ein Subjekt, das, wie Cramer schreibt, »überwiegend das bleiben [muss], was [es] geschichtlich schon war.«³ Damit ist gemeint, dass aufgrund der Selbstbezüglichkeit menschlichen Denkens und Handelns,⁴ neben der aus logischen Gründen ausgeschlossenen, totalen Explikation dieser Fähigkeiten/Eigenschaften,⁵ eine Adaption an veränderte Bedingungen der kulturellen (und natürlichen) Umwelt nicht in beliebigem Umfang möglich ist.⁶ Angesichts der rein funktionalen Betrachtungsweise, die dem Denken alles zutraut, erscheint es hier angemessener, die cartesische Vorstellung des vermittlungsgebundenen Subjekts, wie Hubert Dreyfus und Charles Taylor vorschlagen, zu dekonstruieren und durch ein Konzept verkörperter Verstehens zu ersetzen, bei dem anstelle des Subjekts, das sich beim Denken auf seine mentalen (inneren) Repräsentationen bezieht, ein »verkörperte[r] Akteur[...]« tritt, der »als engagiertes – eingebundenes – Wesen begriffen wird, als jemand, der in eine Kultur, eine Lebensform, eine ›Welt‹ des

3 F. Cramer: Chaos und Ordnung, S. 296.

4 Die Analogie zur Modulation des Verhaltens von biologisch bzw. technisch realisierten Systemen wird im Folgenden zugunsten der Perspektive selbstbewussten, intentionalen Handelns ersetzt (bzw. ergänzt). Deswegen wird im Unterschied zu den vorgegangenen Überlegungen aufgrund des ontologisch differenter Standpunkts der Betrachtung wieder vom Handeln und weniger von Verhalten die Rede sein.

5 Dies lässt sich etwa am Beispiel der mathematischen Logik zeigen, die nach Kurt Gödel unentscheidbare Aussagen enthält, welche nicht selbst wieder beweisbar sind, weil das axiomatische System, in dem sie Bedeutung erhalten, auf sich selbst rückgekoppelt, also selbstbezüglich ist. Vgl. F. Cramer: Chaos und Ordnung, S. 294 f.

6 Vgl. dazu ebd., S. 296 f.

Zu-tun-Habens eingebettet ist.«⁷ Beide Faktoren, die an eine Herkunft gebundene Geschichtlichkeit und die Einbettung in eine durch Gewöhnung und Routine gekennzeichnete, im Akt der Wahrnehmung konstituierte, alltägliche Umwelt, führen dazu, dass die mit disruptiven Innovationen wie Computer und Internet zusätzlich entstehende Komplexität nicht in willkürlichem Maß durch Änderungen von Denken und Handeln der betroffenen Subjekte kompensiert werden kann. Angesichts dieser Limitationen zeigt sich, dass ein Verständnis des Subjekts als weitgehend abstrakter Schaltstelle oder Funktionseinheit (im Sinne Descartes) innerhalb des Paradigmas schrankenloser Interkonnektion zwischen Computer und humanem Nutzer rein praktisch schnell an seine Grenzen stößt.

Als informatischer Endverbraucher bzw. »Terminal-Bürger[...]«,⁸ wie Virilio sagt, sieht es sich unvermittelt und differenzlos (Baudrillard) mit Inhalten konfrontiert, die vor allem dann Interesse zu wecken vermögen, wenn sie mit seiner Vorstellung schneller Bedürfnisbefriedigung korrespondieren. Sobald es jedoch um intellektuell anspruchsvollere, ästhetische Inhalte und

7 Hubert Dreyfus/Charles Taylor: Die Wiedergewinnung des Realismus, übers. aus d. Engl. von Joachim Schulte, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2016, S. 171. Anstelle einer »inneren« Repräsentation der Wirklichkeit, die mit der räumlichen Vorstellung einer »inneren Welt« einhergeht, die von der äußeren Wirklichkeit abgegrenzt ist und damit ontologisch verschieden wäre, tritt bei Dreyfus und Taylor die Idee, dass es so etwas wie ein »Kontaktbild« (ebd., S. 174) mit einer dazugehörigen Kontakttheorie der Wirklichkeit (vgl. ebd., 4. Kap.) gibt, »wonach Erkenntnis darin besteht, daß wir mit der erkannten Wirklichkeit unmittelbar in Kontakt treten.« Ebd., S. 38. Dies bezeichnen sie als ursprüngliche Form des Umgangs mit Realität, bevor das reflektierende, sich schließlich auf sich selbst beziehende Denken in Form von Abbildung bzw. Kategorie verzögernd dazwischentritt. Der eigentliche Ort von Erkenntnis bestünde demnach in der Interaktion, dem Dazwischen der Begegnung von erkennendem Subjekt und zu erkennender Wirklichkeit und nicht in einem Jenseits desengagierter, reflexiv-kontemplativer Vernunft irgendwo im Inneren des Subjekts. Folgt man dieser Überlegung, so ließen sich auf diese Weise das Paradox der verschwundenen Welt sowie das Homunkulus-Problem, die wesentlich aus dem Paradigma der Vermittlungsgebundenheit des Denkens und Vorstellens resultieren und deswegen in der Neurophilosophie eine wichtige Rolle spielen, vermeiden. Der Versuch eines neuen Framings der beiden Antinomien wird im Kontext fraktalen Erzählens in Kap. XVIII der vorliegenden Arbeit unternommen. Die detaillierte Explikation müsste jedoch aus Gründen der Diskurssystematik an anderem Ort erfolgen. Zu beiden Antinomien vgl. Gerhard Roth: Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1997, S. 21 f.

8 P. Virilio: Fluchtgeschwindigkeit, S. 36.

deren kreative Rezeption geht, kommt es nicht zu zielführenden, intellektuellen Transaktionen, sobald der motivierende Kontext fehlt, also die belebende Begegnung mit Gleichgesinnten oder Personen, die Kenntnisse und Know-how weitergeben können und deren Beispiel zu eigenen Aktivitäten ermutigt. Obwohl sich im Vergleich die Angebote ja sogar vervielfältigt haben und auch die Verstärker-Relais wie Bücherzeiten in Radio und Fernsehen, Literaturkritik online, Studiengänge an Universitäten oder Unterrichtseinheiten an höheren, allgemeinbildenden Schulen für einen hohen Durchsatz an literarischer Information sorgen, führt das, solange der Nutzer nur Bestätigung für eigene Annahmen und Erwartungen im Netz sucht, nicht zwangsläufig zu mehr Erfahrung, sondern in erster Linie nur zu mehr Konsum. Es resultiert daraus zudem ein neues Problem, das der Entscheidungsfindung.

Wird dieses Problem rein kognitiv-zerebral angegangen, kann der Aspekt des körperlichen Zurechtkommens in der Welt, von dem auch Dreyfus und Taylor sprechen,⁹ nicht angemessen berücksichtigt werden. Im gegebenen Zusammenhang führt die Zunahme von Komplexität, solange sie nicht bewältigt werden kann, zu Orientierungslosigkeit und in der Folge zu Indifferenz, ohne dass daraus ein Handeln im eigentlichen Sinn resultiert. Es entwickelt sich zwar eine Eigendynamik, die jedoch zumeist schon im Vorfeld der genannten sekundären Erscheinungen stehen bleibt. So kommt es nicht zu einer Begegnung mit dem eigentlichen Phänomen, der Literatur, und die kommunizierten Erfahrungen sind nicht die eigenen, sondern sekundär adaptierte. Der angestoßene Prozess besteht phänomenologisch darin, dass redundante Gedankenschleifen solange aneinandergereiht werden, bis es zu einer Unterbrechung des Vorgangs von außen kommt.

Wenn, wie im Fall des komplexen Erzählens, dem literarischen Text die Fähigkeit zugestanden wird, Lesern neue Möglichkeiten des motivierenden Verstehens und des Erfahrungsmachens zu eröffnen, so fragt sich hier erneut, wie dessen provokatives Potenzial, von dem auch Mieth spricht,¹⁰ angesichts eines medial (in sich selbst) eingeschlossenen Subjekts seine Wirkung entfalten soll. Denn neben dieser von Baudrillard und Virilio formulierten These des Einschlusses, der »Kokolonisierung«,¹¹ wie Virilio sagt, kommt nun sogar eine zweite Weise des Gefangenseins hinzu, die mit dem Scheitern der

9 Vgl. Dreyfus/Taylor: Wiedergewinnung des Realismus, S. 92-95.

10 Vgl. D. Mieth: Moral und Erfahrung, S. 104.

11 P. Virilio: Fluchtgeschwindigkeit, S. 34.

vermittlungsgelunden Auffassung des Erkennens zusammenhängt.¹² Weil die fundierungstheoretischen Annahmen der Wahrheitsbegündung, die auf Descartes zurückgehen, sich als inkohärent erweisen, resultiert mit Dreyfus und Taylor im Effekt ein vergleichbares Bild des »ohne Kontakt zu einer transzendenten Welt«¹³ in sich gefangenen Subjekts. Um sich von dieser Vorstellung und den damit verbundenen Zuständen der Privation zu befreien, wird vorgeschlagen, den Bildcharakter der Wirklichkeit (Repräsentation) fallen zu lassen und durch ein Verständnis des fortwährenden Austauschs mit ihr zu ersetzen, das ohnehin das ursprünglichere wäre.¹⁴ Reduktionistisch ist an der ersten Vorstellung, dass es sich bei den mentalen, inneren Repräsentationen weitgehend nur um Zustände unseres Gehirns handelt.¹⁵ Die zweite geht hingegen von einer komplexeren, kontinuierlichen Interaktion aus, die mit der

12 Zum Motiv der Gefangenschaft durch das vermittlungsgelundene Bild vgl. Dreyfus/Taylor: Wiedergewinnung des Realismus, S. 113 und 125. Die Ausgangsposition der vermittlungsgelundenen Auffassung (Fundierungsgedanke) beschreiben Dreyfus und Taylor folgendermaßen: »In unserer Kultur ist ein gewaltiger Irrtum wirksam: ein effektives (Miß-)Verständnis dessen, was Erkenntnis eigentlich heißt, das auf vielen Gebieten unheilvolle Auswirkungen auf Theorie und Praxis nach sich gezogen hat. Um es in einer prägnanten Formel zusammenzufassen, könnte man sagen, daß wir das Erkennen als etwas Vermittlungsgelundenes (miß)verstehen. In ihrer ursprünglichen Gestalt ist diese Auffassung in dem Gedanken zum Vorschein gekommen, daß wir die äußere Wirklichkeit durch innere Vorstellungen oder Repräsentationen erfassen. So schreibt Descartes in einem Brief: »Ich bin sicher, daß ich von dem, was außerhalb meiner selbst ist, keine Erkenntnis haben kann außer durch Vermittlung der Ideen in meinem Inneren.« Dieser Satz erhält seinen Sinn vor dem Hintergrund einer bestimmten Topologie von Geist und Welt. Die Wirklichkeit, die ich erkennen will, befindet sich außerhalb des Geistes; meine Erkenntnis dieser Realität ist im Inneren. Diese Erkenntnis besteht in geistigen Zuständen, die den Anspruch erheben, genau das, was draußen ist, darzustellen. Erkenntnis findet dann statt, wenn diese Zustände die Realität tatsächlich in richtiger und zuverlässiger Form wiedergeben. Zur Erkenntnis der Dinge gelange ich nur durch die Vermittlungsleistung (»par l'entremise«) dieser inneren Zustände, die wir als »Ideen« bezeichnen können.« Ebd., S. 12 f.

13 Ebd., S. 107.

14 Vgl. ebd., S. 135. Dreyfus und Taylor folgen in ihrer Kritik der vermittlungsgelundenen Auffassung dem Ansatz Wittgensteins, der in den *Philosophischen Untersuchungen* (§ 115) davon spricht, dass Wirklichkeit durch Sprache abgebildet wird und dieses Bild wiederum das Denken gefangen hält. Allerdings gehen die Autoren davon aus, dass andersherum das Bild sich in unserer Denk- und Lebensweise manifestiert und deshalb – gewissermaßen sekundär – in unserer Sprache zum Ausdruck kommt. Vgl. ebd., S. 11 f.

15 Vgl. ebd., S. 29 f.

Idee des Eingebettet-Seins in einer zuhandenen, unmittelbaren Umgebung und des engagierten Zurechtkommens in ihr korrespondiert. Mein Verständnis der Welt wird somit nicht nur von mir selbst konstruiert, sondern liegt in der Interaktion, dem Zwischenraum des Umgangs mit den Dingen.¹⁶

Dies bedeutet zudem, dass sowohl die Vorstellung autonomer Selbstgezügigkeit des literarischen Textes als auch die autonomer Subjektivität hin zu einer stärker an Interaktion und Prozess orientierten, nicht essenzialistischen Konzeption beider Positionen revidiert werden müsste. Dabei muss Autonomie nicht gänzlich nivelliert werden, sondern kann als Verfasstheit von Positionen (hier Text bzw. Subjekt) innerhalb eines umfassenderen Netzwerks kommunikativer Strukturen erhalten bleiben. So kann berücksichtigt werden, dass ästhetische Produktion und Rezeption eigenen Gesetzmäßigkeiten folgen, die sich als Poetiken und Lesarten/Interpretationen nicht ohne Verlust auf allgemeinere, im Verhältnis zu ihnen unterkomplexe Prinzipien reduzieren lassen. Je nach Perspektive kann die komplexe Erzählung dann als kommunikatives, gesellschaftliches Handeln (wie in der ETL) oder als ästhetisches Phänomen verstanden werden, das sich (wie in der Erzählforschung) zuerst an Motiven und Strukturen des Erzählens orientiert. Auch hier wieder ist die eine Sichtweise nicht auf die andere reduzierbar. Vielmehr gehen beide von einem Phänomen aus, das sie in verschiedenen Hinsichten beobachten. Sie folgen dabei durchaus unterschiedlichen Logiken, was zur Folge hat, dass ein Transfer von Information/Wissen zwischen beiden Erkenntnisdomänen nicht ohne weiteres, wenn überhaupt, möglich ist.

Deshalb ist es mit Nassehi erforderlich, Strategien der Übersetzung zu finden, die es erlauben, Forschungsergebnisse des einen Bereichs für den anderen rekombinierbar zu machen,¹⁷ d.h., wie im vorliegenden Text mit Ergebnissen aus der Neurowissenschaft, der kognitiven Literaturwissenschaft, der Subjektphilosophie u.a. erfolgt, adaptiv zu »überschreiben«. Dazu gehört »ein Management von Unterbrechungen«,¹⁸ wie Nassehi sagt, weil die einfache Übertragung von Bedeutungen vom einen in den anderen Bereich ohne entsprechende Restrukturierung aus diskurslogischen Gründen ausgeschlossen ist. So versteht sich auch seine These, dass wir nur deshalb kommunizieren müssen, weil wir uns unter komplexer gewordenen Bedingungen nicht (mehr)

16 Vgl. ebd., S. 175.

17 Vgl. A. Nassehi: *Letzte Stunde der Wahrheit*, S. 198 f. sowie Kap. II der vorliegenden Arbeit.

18 Ebd., S. 199.

unmittelbar erreichen können.¹⁹ Dies gilt für die Teilnehmer verschiedener Diskurse bei dem Versuch, sich zu verständigen, ebenso wie für die Selbstkommunikation des Subjekts. Das jedenfalls dürfte bei der Erörterung von Herbsts Versuch, am Ende des Romans *Buenos Aires. Anderswelt* zu sich selbst zu kommen, deutlich geworden sein.

Nimmt man die vorangegangenen Überlegungen des eingebetteten, un-mittelbaren, engagierten Zurechtkommens mit der Wirklichkeit hinzu, dann kann Herbsts Flucht aus der ›künstlichen‹ Welt Garraff (W3) zurück in Deters Realwelt Buenos Aires (W1) nun sogar als Parodie der vermittlungsgebundenen Auffassung verstanden werden. Geht diese davon aus, dass es keinen unmittelbaren Zugang zur Wirklichkeit als solcher gibt, sondern nur zu einer mentalen Repräsentation von ihr im Bewusstsein des Subjekts, so ist es exakt diese Vorstellung, die im Roman zur Schimäre wird. Indem die virtuelle Praxis des Löschens und Kopierens im Rahmen der transitorischen Prozesshaftigkeit personaler Identität ontologisiert wird, gerät das, was sich in der Imagination des Ich-Erzählers Herbst ereignet und als wirklich erlebt wird – der Sprung von der einen in die andere Identität/Erzählebene/Realität –, zum intradiegetisch realen Geschehen.

Nun ist jedoch mit der literarischen Erzählung, abgesehen von der Identität des empirischen Autors, die über dessen Intention mit dem Text verbunden ist, die eigene Erfahrung, das gelebte Leben, soweit es zurückliegt und bis in die Gegenwart hineinreicht, erzählerisch zu gestalten und dadurch zu bewältigen, vorderhand gar keine personale Identität gemeint. Zwar lassen sich auch auf der Ebene der Diegese Identitäten postulieren (davon geht etwa die Narratologie aus!), so die des erzählten Geschehens/der erzählten Geschichte, des Erzählers und der erzählten Figuren, doch sind diese fiktiv und verstehen sich im Sinne eines Angebots an den Leser, die in diesen Figurationen dargestellten Erfahrungen zu teilen. Im Akt des Lesens interagieren nun diese in den sprachlichen Bedeutungen des Textes verdichtet dargestellten Inhalte mit der Imagination der Rezipienten, sodass je nachdem, wie der Text im Einzelnen und im Ganzen verstanden wird, die unterschiedlichen Lesarten subjektiv stark voneinander abweichen können. Was dieser Vorgang in seiner ganzen Komplexität für den einzelnen Rezipienten bedeutet, hängt nun entscheidend von der Wirklichkeit ab (der Umwelt und den Beziehungen, in denen er lebt), die als Hintergrund und Projektionsfläche seiner imaginativen Fantasie ausschlaggebend dafür ist, ob die literarische Erzählung für de-

19 Vgl. ebd.

ren Verständnis, ihre Veränderung oder Bewältigung relevant zu sein vermag. Dies kann jedoch im Einzelfall nur der empirische Leser selbst entscheiden.

Sofern Denken (Theorie) und Handeln (Praxis) interaktiv aufeinander bezogen und nicht im Sinn ontologisch differenter Bezugssysteme voneinander getrennt wären, ließe sich mit Dreyfus und Taylor auch die Lektüre um einen Handlungsaspekt erweitern. Der Vorgang wäre dann nicht nur beschränkt auf handlungsarme Zustände kontemplativer Rezeption, deren Schauplätze sich fernab in den Tiefen entrückter, innerlich-auratischer Subjektivität annehmen ließen, sondern verbunden mit der Frage nach dem eigenen Engagement in einer als veränderungs- resp. verbesserungswürdig erfahrenen, u.U. und zuerst auch ›nur‹ privaten Wirklichkeit. Dazu müssten die Rezipienten sich jedoch als Lesende zunächst erst noch entdecken – in einem performativen Prozess, in dem sie sich als Beobachter/Leser ihrer selbst bewusst werden. Dieser Vorgang ließe sich in etwa so illustrieren, dass dabei Wahrnehmung zu einem Ereignis/Erlebnis wird, derart, dass das, was das Ich des Lesers jetzt und hier wahrnimmt (innerhalb wie außerhalb des Textes), etwas zu bedeuten habe, denn sonst wäre es, das Ich, gar nicht für sich da, sondern nur Teil einer umfassenderen Verkettung von Umständen und Situationen, die seiner nicht achten. Und nicht nur das. Sie müssten sich nicht nur selbst lesen können, also ihr Handeln und schließlich sogar ihr eigenes Verstehen verstehen,²⁰ sondern sich darüber hinaus als Teil einer Simulation begreifen, d.h. als Element eines Modells von Wirklichkeit, das sie sich nicht selber ausgesucht haben, mit dem sie vielmehr konfrontiert sind aufgrund der besonderen historischen Situation, in der sie leben, ganz so wie der Erzähler in Bodo Morshäusers Narration *Die Berliner Simulation* (1983). Erst dann wären Baudrillards und Virilios Thesen hinsichtlich der Wirklichkeit im Zeitalter von Echtzeit und globaler Vernetzung mit der daran gebundenen, veränderten Rolle des Subjekts angemessen berücksichtigt.

20 Vgl. dazu den Aufsatz von Heinz von Foerster: »Verstehen verstehen«, in Ders., *Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke*, hrsg. von Siegfried J. Schmidt, übers. aus d. Amerik. von Wolfram Karl Köck, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1993, S. 282-289.

Der Schwundzustand der Entfremdung,²¹ sich selbst nicht zu fühlen, d.h. sich nicht wahrzunehmen, könnte dabei einem Selbstverhältnis weichen, in dem die präsentische Zeit sich mit der Gegenwart des Subjekts anfüllt. In einer derart als ausgedehnt, untief und zuhanden erfahrbaren Gegenwart wäre es ihm möglich, alle Zeiten, in denen es gelebt hat, in einem bewussten Beisich-Sein zu versammeln, sodass daraus ein Gefühl für die komplexe Fülle des eigenen Lebens zu erwachsen vermag. Auch wenn dies noch kein veränderndes Handeln im starken Sinn wäre, sondern eher eine Spielart ästhetischer Anschauung des eigenen Lebens, möglicherweise verbunden mit Vorstellungen davon, wie etwas anders/besser zu machen, wie anders/besser zu leben wäre – Vorstellungen, die inferenziell durchaus mit Lektüre-Erfahrungen verbunden sein können. Handeln könnte dann erst erfolgen, wenn erkannt ist, dass aus dieser Befindlichkeit allein noch keine ›reale‹ Veränderung resultiert. Dabei wiederum spielt das Begehren eine Rolle, also die Frage danach, wer und was ich sein will und wie dies zu bewerkstelligen wäre, solange ich es noch nicht bin.²² Leser und Leserinnen könnten auf diese Weise zu Experten

21 Hier lassen sich noch weitere Überlegungen zum Verhältnis von Entfremdung und Zeiterleben anknüpfen, die mit dem Verschwinden zeitlicher Dimensionalität aus dem Bewusstsein des Terminal-Bürgers zusammenhängen. Die wichtigste Ursache dafür kann in den simultan ablaufenden Interaktionen zwischen Sender und Empfänger im Internet gesehen werden. Für diese Art von Konnektivität zählt nur die gegenwärtige Interaktion, der Datenaustausch per Mausclick zwischen IT-Adressen und den damit verknüpften Datenendgeräten. Der zeitliche Horizont der Gegenwart dehnt sich auf diese Weise für das Bewusstsein, das an ein solches Gerät gekoppelt ist, endlos aus. Die Möglichkeit des zeitlichen Differenzials, das über die Formen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sowie ihrer Invertierungen bis hin zum Futur II reicht, ist als Struktur des menschlichen Bewusstseins, das die damit verbundenen Erfahrungshorizonte auch leben will, auf der Ebene des maschinellen Informationsaustauschs gar nicht implementiert. Sobald das Bewusstsein sich auf diese Ebene herablässt, also auf die Ebene der Schaltkreise und der damit verbundenen Mechanismen, geht die Dimension zeitlicher Tiefe verloren. Es gibt nur den gegenwärtigen Moment, der von einem nachfolgenden, verstanden als instantane Zustandsänderung des Systems, abgelöst wird. Es folgt phänomenologisch betrachtet ein Vergessen auf das andere. Ein Prozess, der sich auch beschreiben ließe als auf technische Weise implementierte Demenz von IT-Systemen, deren Funktionsabläufe sich nach menschlichen Zeitbegriffen in permanenter Gegenwart endlos nach vorne stürzen oder – im Fall der Störung – unvorhergesehen abbrechen.

22 Das Motiv der Selbstbestimmung, das damit angesprochen wird, ist freilich grundlegend für das menschliche Leben überhaupt. Es ist nicht nur ein Aspekt der Rezeption literarischer Texte, sondern trifft in noch stärkerem Maß für die Produktion zu, sofern

des eigenen Lebens werden und dadurch das Maß ihrer Selbstwirksamkeit²³ steigern, das abhängig ist vom Grad ihrer Bewusstheit.

Anders als Baudrillard, der das Vermögen der Einbildungskraft nicht bzw. nur negativ im Sinn der Extermination des linguistischen Wertes in seine Überlegungen einbezieht,²⁴ soll im Folgenden mit Bezug auf Markus Gabriel dafürgehalten werden, dass sich menschliches Leben nicht auf die »Anwe-

dabei wesentlich die Identität des schreibenden Subjekts im Spiel ist. Es erweist sich damit, dass die Einbildungskraft, wie Markus Gabriel schreibt, unverzichtbar für unsere Selbstbestimmung ist. Vgl. M. Gabriel: *Fiktionen*, S. 28. Diese Motivation ist zentral für Autorinnen und Autoren, deren Werk, wie im Fall Wolfgang Hilbig, durch den Kampf um die eigene Identität als Schriftsteller geprägt ist. Bei Hilbig geht es nicht nur real, sondern zugleich auch in seinen Texten um die Konversion vom Arbeiter zum Schriftsteller. Indem das erzählende Subjekt im Schreibprozess sich selbst beobachtet, tritt es in ein existenzielles Verhältnis zum eigenen Sein. So kann der Schreibakt auch als »Sichzusichverhalten« (nach Ernst Tugendhat) verstanden werden, »weil es dem Subjekt hier darum geht, wie und was es sein will, d.h. wie es sich verstehen will, nämlich als Schriftsteller, und diese Intention als Teil der praktischen Frage begreift, wie das zu bewerkstelligen wäre.« André Steiner: *Das narrative Selbst – Studien zum Erzählwerk Wolfgang Hilbigs. Erzählungen 1979-1991, Romane 1989-2000*, Frankfurt a.M. et al.: Peter Lang 2008, S. 55.

- 23 Der Begriff der Selbstwirksamkeit spielt in der Bewusstseinsforschung eine wichtige Rolle. Demnach bemisst sich der Grad des Bewusstseins nach dem Grad der Selbstwirksamkeit, mit dem ein System auf sich selbst kausal zurückwirken kann. Vgl. »Christoph Koch über die Fußspuren des Bewusstseins, die Vorgänge in einer Mühle und das Bewusstseinsmeter«, in: Eckholt, *Kann sich das Bewusstsein bewusst sein? (2017)*, S. 179-197, hier S. 186. Entscheidend dabei ist, dass Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eines Systems in Form von internen Systemzuständen miteinander interagieren können müssen (Feedback). Genau dies bedeutet es für ein System, unabhängig davon, ob es biologisch oder technisch realisiert ist, bewusst sein zu können. Den eigenen Zustand intentional oder kausal beeinflussen zu können, heißt über Selbstwirksamkeit zu verfügen, was wiederum nur möglich ist durch Bezugnahme auf erwünschte, in der Zukunft liegende Verfassungen bzw. durch Abgleich mit Zuständen aus der Systemvergangenheit (vgl. ebd.). Überhaupt ist die Möglichkeit, bewusste Erfahrung zu machen, identisch mit dem Vermögen zu kausaler bzw. intentionaler Selbstwirksamkeit (vgl. ebd.), was wiederum eine Form von Komplexität darstellt, sofern dazu komplexe Rückkopplungen zwischen den verschiedenen zeitlichen Ebenen notwendig sind.
- 24 Er spricht davon, »daß der Bereich des Poetischen [...] ein Prozeß der Vernichtung des Wertes ist« (J. Baudrillard: *Der symbolische Tausch*, S. 303), was eine Auflösung des Signifikanten bedeute und damit eine unwiderrufliche Zerstreuung fester Referenzialität zur Folge habe. Vgl. ebd., S. 306.

senheit in sensorischen Reizszenen«²⁵ reduzieren lässt, sondern weit darüber hinausreicht. Auf diese Weise besteht Hoffnung, einen Ausweg aus der doppelten Gefangenschaft zu weisen, von der zuvor die Rede war. So liegt für den mit Einbildungskraft Begabten das besondere Vermögen von Fiktionen darin, das *Klaustrum* des sensorischen Hier und Jetzt in Akten transzendentaler Vorstellungsbildung zu überschreiten. Gemeint ist damit eine »Transzendenz über das Gegebene«²⁶ hinaus, das uns jeweils im Modus unmittelbarer Anschauung gegenwärtig ist. In diesem Zusammenhang macht uns Gabriel mit Stanley Cavell darauf aufmerksam, dass Fantasie nicht als eine von der Wirklichkeit getrennte Welt zu verstehen sei. Dies sei nur eine reduzierte Auffassung, die mit ihrer eigentlichen Bedeutung kaum noch etwas zu tun habe.²⁷ Ihr wichtigstes Vermögen besteht umgekehrt vielmehr darin, dass sie uns den Kontakt zur Welt erst ermöglicht, anstatt uns von ihr zu entrücken, indem sie die Zwischenräume der Bezugnahme auf Gegenstände ausfüllt und damit die Szenen unseres Wahrnehmungsfelds zusammenhält, sodass wir unsere Wahrnehmungsepisoden als stabiles mentales Kontinuum erleben können.²⁸ Demnach konstituiert sich Wirklichkeit nicht nur in epistemologischen Bezugnahmen interaktiver Erkenntnis zwischen Subjekt und Umwelt (vgl. Dreyfus' und Taylors Ansatz), sondern besteht wesentlich in der Fähigkeit der Einbildungskraft (Imagination) über das sensorisch unmittelbar Vorhandene hinauszugehen und uns auf diese Weise – über den Zugang zu fiktionalen Gegenständen – mit einer umfassenderen Vorstellung von Wirklichkeit zu verbinden.²⁹ So erst kann die Vorstellung einer Welt als ganzer, als »Gesamtlage«,³⁰ entstehen, in der wir uns als Menschen situiert finden. Im Sinne fiktionaler Gegenständlichkeit ergänzt werden muss also das, was wir nicht unmittelbar wahrnehmen bzw. nicht mehr erinnern können, sodass, wie schon Scheffer gesagt hat, unsere »endlos autobiographische Tätigkeit der Wahrnehmung«³¹ fortgesetzt werden kann.

Kommt es zu einer Kultivierung des inneren Blicks, der anhand von Lektüre sich fortbildenden Einbildungskraft, so ist anzunehmen, dass sich dieses

25 M. Gabriel: Fiktionen, S. 24.

26 Ebd., S. 25.

27 Vgl. ebd.

28 Vgl. ebd., S. 24 f.

29 Vgl. ebd., S. 27.

30 Ebd.

31 B. Scheffer: Interpretation und Lebensroman, S. 10, 23, 24 und passim.

Vermögen, wo es die Möglichkeit hat, sich rein, also ohne störende Ablenkung durch die umgebende Wirklichkeit zu entfalten, bis hin zur Fähigkeit immer komplexerer Visionen entwickelt, ohne dass vorderhand zu sagen wäre, zu welchem (weiteren) Zweck eigentlich. Ist die Einbildungskraft so von ihrer Funktion empirischer Weltbildung zeitweilig entbunden, kann sie, wie etwa bei Lommel, dazu dienen, das eigene Leben in Richtung von Möglichkeiten zu erweitern, die ebenso gut realisierbar gewesen wären wie der ›tatsächliche‹ Verlauf. Diese Methode der Revision bzw. Umwertung, die bei Lommel anhand zahlreicher Beispiele aus Literatur und Film beschrieben wird,³² findet ihre Begründung wie von selbst, sozusagen zwanglos, durch die Erweiterung des Begriffs der Wahrnehmung auf die Rezeption von Literatur und die damit gegebene enge Verflechtung von Literatur/Kunst und Leben im Prozess der endlos autobiografischen Tätigkeit von Wahrnehmung. »Textwahrnehmung besteht aus Lebens-Ideen und nicht aus ›Worten pur‹; was sich durch Sprache ereignet, übersteigt in jedem Fall den Wortlaut; Literatur wird wahrnehmbar durch die Erweiterung des Konzepts der kognitiven und emotionalen Konstruktion von Wirklichkeit«, so Scheffer im gegebenen Zusammenhang.

Entwickelt sich dieses Vermögen immer weiter, so könnte es sich in seiner (Re-)Kombinationsfähigkeit soweit steigern, dass Möglichkeiten entstehen, die zuvor nicht einmal in Ansätzen gesehen wurden, um der subjektiv real erlebten Ausweglosigkeit zu begegnen, die unter Bedingungen der Echtzeit entstanden ist. Wobei sich Ausweglosigkeit hier versteht als Unmöglichkeit, sinnvoll anders zu handeln, als nur das immerfort Gleiche repetitiv im Sinne schlechter Unendlichkeit fortzusetzen bzw. zu wiederholen. Wenn dem so ist, dann wäre das an die Lektüre gebundene, kreative Vermögen der Neukombination gegebener Konstellationen ein (hoffentlich) wirksames Antidot gegen die herrschende Logik der technisch-digitalen Verschaltung des Körpers, damit der Wahrnehmung und des denkenden Bewusstseins, die objektiv jene Wirkungen zeitigt, von denen Baudrillard und Virilio gesprochen haben. Auf diese Weise könnte Pluralisierung, ungeachtet des schlechten Verständnisses im Sinn von Beliebigkeit, Indifferenz, Desinteresse nunmehr als Vielfalt verschiedener Lesarten eines literarischen Textes, wie der Verschiedenheit der

32 So für die Literatur etwa Borges' *Der Garten der Pfade, die sich verzweigen*, Cortazars *Rayuela*, Calvins *Wenn ein Reisender in einer Winternacht* und für den Film Kieslowskis *DER ZUFALL MÖGLICHERWEISE, DIE ZWEI LEBEN DER VERONIKA*, Resnais' *SMOKING/NO SMOKING* oder Tykwers *LOLA RENNT*.

Weltwahrnehmung differenter Subjekte verstanden, ein befreiendes Potenzial entfalten. Mit dem Ziel, sich gegen die Logik des Gegebenen/Vorherrschenden, das diesmal nur ein technisch Erzeugtes wäre, durch Innovation(en) der Fantasie nicht nur zu behaupten, sondern es zu öffnen auf einen Horizont neuer Erfahrung, der zum gegenwärtigen Stand noch nicht eingeholt ist.

Genau in dieser Dynamik gibt sich neuerlich das Modell der Rekursion zu erkennen, das als allgemeiner Modus des Hervorbringens neuer Möglichkeiten fungiert, die schließlich zu Gegebenheiten werden, bis diese wiederum noch nicht dagewesenen, innovativen Entwürfen weichen müssen. Dieses Modell der Rückkopplung gilt umso mehr auch für die Selbstbestimmung der Subjekte, als nach dem Zerfall universaler resp. totaler Weltbildkonstruktionen als letzte Bezugsinstanz für Sinn nur das eigene Leben geblieben ist,³³ mit allen Risiken der Selbsttäuschung, die bis zur Selbstschädigung reichen können, wenn sich das Subjekt ernsthaft verkalkuliert und die entstehenden Kosten nicht von einer Gesellschaft übernommen werden können, die mit Ulrich Beck ihrem Namen als Risikogesellschaft alle Unehre macht.³⁴ Auch unter diesem Aspekt kann die Literatur sich als Gewinn für diejenigen erweisen, die im Leben (vorgeblich) nicht das erreicht haben, was sie eigentlich intendierten, da das bisher in dieser Sache falsch gelebte Leben ja auch nur eine realisierte Möglichkeit von vielen anderen denkbaren wäre. Jedoch setzt eine solche Betrachtungsweise voraus, dass die betroffenen Subjekte von sich aus ein Interesse an Einsicht in die eigenen Verfehlungen mitbringen oder zu entwickeln bereit sind, sobald es darum geht, den blinden Fleck der eigenen (Selbst-)Wahrnehmung aus einer anderen Perspektive anzusehen bzw. zu reflektieren und so Gewohnheiten und Mentalitäten sichtbar werden zu lassen, die man nicht ohne weiteres verändern möchte oder kann, weil sie das eigene Selbstbild geprägt haben. Auf diese Weise wären die mit Lommel und Scheffer im gegebenen Kontext fortgeführten Überlegungen zu Möglichkeitssinn und Lebensalternativen nicht nur eine Kompensation im psychologischen Sinn des Wortes, sondern könnten, sofern es objektiv nicht bereits zu spät dafür ist, zu einer Korrektur begangener Verfehlungen in der Wahl des Berufs oder eines Lebenszieles, sei dies weltanschaulicher oder erotischer Natur, beitragen. Dazu allerdings wäre die Rückgewinnung von Autonomie, zumindest von Teilautonomie in den betreffenden Punkten, nötig, weil das

33 Vgl. B. Scheffer: Interpretation und Lebensroman, S. 184.

34 Gemeint ist Ulrich Beck: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, 21. Aufl., Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2012.

Subjekt sonst nicht zum Träger seiner Handlungen wird, sondern, wie Mieth schreibt, »als Vollzugsorgan von Verhaltensschemata erscheint, die ihm selbst undurchsichtig bleiben.«³⁵

Wenn Autonomie mit Mieth des Weiteren verstanden wird als Eigengesetzlichkeit der Erfahrung,³⁶ d.h. als Freiheit von heteronomer Bestimmung, so korrespondiert dies mit dem Autonomieaspekt der Positionen Text und Subjekt innerhalb des umfassenderen Netzwerks literarischer Kommunikation, von dem bereits die Rede war. Internalisierte Verhaltensschemata und die unbewusste resp. vorpersonale Orientierung an ihnen können nur dann korrigiert werden, wenn das Subjekt sich mit einer Instanz konfrontiert, die ihm die Alternative aufzeigt, sie ihm in Form einer (internen) Differenz wahrnehmbar werden lässt. Wenn wir dem Zwang, uns in Bildern und Vorstellungen zu bewegen, auch nicht entgehen können,³⁷ so besteht doch die Möglichkeit, Vorstellungen und Bilder, die während der Lektüre wie außerhalb davon in fremden Kontexten (rückbezüglich und antizipatorisch) entstehen, nicht unreflektiert zu übernehmen, sondern sie vielmehr *aposteriori* mit der nötigen Distanz beständig aneinander zu korrigieren und auf diese Weise durch Konstruktion (via Identifikation) und Dekonstruktion (via Illusionsbruch) zu neuen Auffassungen/Erfahrungen von Welt und eigener Identität zu gelangen.³⁸ Denn beides geht nur zusammen, d.h. in Wechselwirkung miteinander und nicht isoliert voneinander. So erscheint es denkbar, durch ständige Rekursion im fortgesetzten Prozess des bewussten internen Reflektierens wie weltzuge wandten Interagierens mit zuvor als unveränderlich gegeben erscheinenden Dispositionen eigenen Denkens und Verhaltens, mit anderen Worten durch die Fähigkeit zur Uminterpretation von in diesem Sinn Gegebenem (Linke), zu neuen Einsichten und den damit verbundenen Verhaltensänderungen zu

35 D. Mieth: *Moral und Erfahrung*, S. 138.

36 Vgl. ebd.

37 Vgl. ebd., S. 199. Damit wird zudem angesprochen, dass das Subjekt, wie Andreas Reckwitz mit Lacan formuliert, erst durch den Anschluss an die symbolische(n) Ordnung(en), seien es Bilder oder Texte mit den daraus entstehenden Vorstellungen, »zur intelligiblen Instanz wird.« Andreas Reckwitz: *Subjekt, Bielefeld: transcript 2008*, S. 58. Dies bedeutet, dass jenes Subjekt außerhalb der symbolischen Ordnung – mit Bezug auf die Sprache spricht Reckwitz auch von der »Signifikantenordnung« – nicht existiert, sondern vielmehr von ihr erst hervorgebracht wird. Vgl. ebd.

38 Mieth spricht in diesem Zusammenhang von einer Dialektik zwischen den vielen Bildern des Menschen und dem Menschen selbst, der jeder bildhaften Darstellung entzogen bleibt. Vgl. D. Mieth: *Moral und Erfahrung*, S. 199.

gelangen. Dies bedeutet zugleich, dass es analog zum pluralistischen Menschenbild der Gegenwart auch nicht nur ein einzige Vorstellung vom eigenen Selbst gibt, sondern eine Vielfalt von bestehenden Möglichkeiten und Hinsichten, die im Rahmen einer Revision als neu rekombinierbar gedacht werden sollten.

